Dominik Kaschke

Autor(en): **Bühler, Sina**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **16 (2009)**

Heft 182

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-884857

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dominik Kaschke, 30, Schauspieler, geht es finanziell bestens – für Schauspielerverhältnisse zumindest.

Ich hab als Kind mein erstes Geld verdient, in «Les Misérables». Meine Mutter hatte in dem Stück ein Engagement und als ein Kind ausgefallen ist, weil es in den Stimmbruch kam, haben sie mich gefragt, ob ich Lust hätte, und ich habe vorgesungen. Den Lohn haben meine Eltern für mich gespart und auch alles, was später dazukam aus weiteren Stücken. So mit sechzehn, siebzehn Jahren habe ich auch Tonstudioaufnahmen für Werbung aufgenommen oder als Synchronsprecher gejobbt. Und dann bin ich Schauspieler geworden. Seit ich neunzehn bin, habe ich mich selbst finanziert, mit dem Ersparten die Schauspielschule bezahlt und all die Zeiten überbrückt, in denen ich keine Engagements hatte. Ich musste also nie kellnern, um zu überleben, sondern kann ausschliesslich von meinem Beruf leben, was sehr toll ist. Nur ein paar Mal als freier Schauspieler war ich wirklich so knapp dran, dass ich leicht Panik bekommen habe. Die Abzüge als selbständigerwerbender Künstler sind in Österreich, wo ich aufgewachsen bin und damals gelebt habe, immens hoch. Um die vierzig Prozent des Lohnes gehen für Versicherungen und Abgaben weg, als wäre man ein Grossverdiener. Und es verschlimmert sich noch: Gerade läuft in Österreich wieder eine Debatte, dass Schauspieler immer als Selbständige gelten sollen – auch wenn sie zwischendurch festangestellt sind. Was natürlich bedeutet, dass sie keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld haben.

Seit zwei Jahren geht es mir finanziell bestens, das heisst bestens für Schauspielerverhältnisse. Ich habe einen Zweijahres-Vertrag im Ensemble des St.Galler Theaters und verdiene einen sicheren, guten Lohn, wenn auch nicht umwerfend viel für das Leben in der Schweiz. Aber ich bin ja ungebunden, muss keine Familie ernähren. Und ich verdiene auch noch was mit Hörfunkaufnahmen, doch glücklicherweise bin ich auf dieses Zusatzeinkommen nicht wirklich angewiesen. Da nimmst du nämlich deinen ganzen Text auf und erst danach heisst es: «Wir haben so und so viel als Honorar vorgesehen.» Damit musst du dann leben. Ich meine, ich hab ja meine Arbeit bereits getan, soll ich da sagen: «Ach nein, für den Preis kriegen Sies nicht»? Dann engagieren die einfach einen anderen und ich hab gar nichts davon. Es gibt zwar fixe Tarife, aber daran halten sich wenige Arbeitgeber, die Konkurrenz ist einfach zu gross. Ausserdem wäre es gefährlich, wenn es in der Branche plötzlich heissen würde: «Passt auf, der Kaschke tut beim Geld immer blöd.»

In einer ähnlichen Situation sind auch die Bühnenschauspieler. Wir müssen uns sehr früh festlegen, wie es weitergehen soll. In einem Monat beispielsweise wird bereits das Ensemble für die Saison 2010/2011 besetzt. Über Geld wird dabei selten gesprochen, aus dem einfachen Grund, dass die Budgets erst viel später stehen. Da sagt man oft einfach zu, unterschreibt einen Blankovertrag. Und wenn's dann wenig Geld gibt, ist's einfach so. Als Schauspieler darf man nie vergessen, dass man ziemlich schnell ersetzbar ist, auch wenn das nicht oft

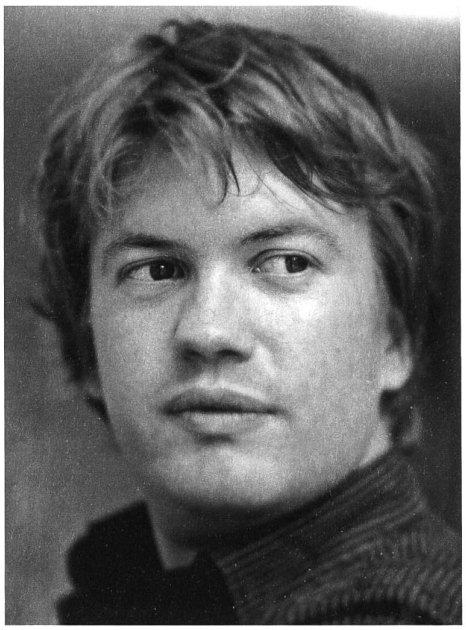

Bild: Tine Edel

passiert. Über die Löhne reden wir selten am Theater, und das ist eigentlich auch okay. Solange ich finde, dass mir auch über den Lohn die richtige Wertschätzung zukommt und ich zudem noch gut davon leben kann, habe ich kein Problem damit. Nur als Neuer erkundigt man sich mal bei den Kollegen nach den ortsüblichen Löhnen. Die Direktoren sind ja auch nicht auf der Nudelsuppe dahergeschwommen, und bieten dir was an. Nein, die fragen jeweils, was wir wollen. Wenn man zu hoch pokert, kann's danebengehen. Und wenn ich an Produktionen arbeite, die grosse Namen engagiert haben, ist es klar, dass die viel mehr bekommen. Sie sind ihr Geld auch wert, finde ich. Grosse Namen bringen mehr Publikum und davon profitiere auch ich.

Die Unsicherheit im Beruf ist hin und wieder schon schwierig. Manchmal hat man ewig nichts zu tun und sorgt sich bereits, wie man die nächste Miete auftreiben wird. Dann fragt beispielsweise das Sommertheater in Kärnten, ob man zwei Monate Zeit habe, und sagt man freudig zu. Wegen dem Geld müssten sie noch schauen, sagen sie und man denkt sich, das klappt dann schon. Da kann man dann sicher sein, dass man für die Zeit drei weitere gute Angebote bekommt, der erste Vertrag aber schon unterschrieben ist. Doch wenn die Alternative wirklich grandios ist, kommt man schon wieder raus.

Im Kulturbereich ist Geld immer ein Thema: bei Subventionen beispielsweise. Oder bei hohen Eintrittspreisen, die einen grossen Teil der Bevölkerung von einer gewissen Kultursparte ausschliessen. Wenn Theaterbillets gratis wären, fänd ich das zwar fein. Doch früher hatte ich eine kleine freie Truppe, die man für ein Stück im eigenen Wohnzimmer engagieren konnte. Wir waren bewusst sehr günstig, damit uns auch Studenten bezahlen konnten. Doch da haben wir rasch gemerkt, dass die Assoziation «billig gleich nicht gut genug» leider sehr schnell kam. Wenn nur die subventionierten Theater gratis wären, dann wäre das auch der Tod der ganzen freien Szene, niemand würde sich ein Off-Theaterstück anschauen, für das er noch bezahlen müsste. Es ist ein Zwiespalt: Die Tatsache, dass nicht so viel Geld da ist, kann die Qualität fördern, genauso gut kann der Schuss aber nach hinten losgehen. So dass die Häuser, die gefördert werden, plötzlich nur noch wirtschaftlich denken, statt künstlerisch. Die ganze Energie, die für Theater dringend notwendig ist, kann durch wirtschaftlichen Erfolg auch verpuffen. Das sieht man im Fernsehen. Da ist so viel Geld vorhanden, dass es für sehr viel Schrott ausreicht.

***Sina Bühler**, 1976, ist Redaktorin bei der Gewerkschaftszeitung «Work» und hat keinen Gutschein bekommen, weil sie nicht in St.Gallen wohnt.*